universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Sängerkrieg in Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1882

XVII. Die letzten Tage in Tirol

urn:nbn:at:at-ubi:2-8487

in vierzehn und auch in spätern Tagen nicht erschien, so schliefen denn doch allmählich alle Zweifel ein. Uebrigens kam damals zu Meran aus dem Gymnasium die Nachricht, der Prälat von Marienberg habe den Pater Beda aufgefordert, sich über seine Autorschaft zu erklären, und dieser habe sie unter Verpfändung seines Priesterwortes schriftlich abgeläugnet.

XVII.

Die letzten Tage in Tirol.

Indessen hatten die Freunde und Freundinnen zu Kaltern unseren Flüchtling in vierzehn Tagen doch wieder so zusammengeflickt, daß er einen Artikel erzeugen konnte. Dieser war seit dem 20. November in der gewohnten Bude zu haben. Der Verfasser behandelt sich da nach der alten Methode als den Unschuldigen, den Gekränkten, als den Märtyrer. In allen deutschen und schweizer Blättern werde Beda Webers Name stets mit einer Bitterkeit genannt, die hinlänglich zeige, welche Hoffnungen man auf ihn gesetzt. Er werfe mit Freuden die Feder weg, wenn die Herausforderungen aufhörten. Dann heißt es weiter: „Steubs Angriff galt eigentlich mir, dem Verfasser der wichtigsten Artikel über Tirol in der Postzeitung, und ich kann dem Dr. Steub versichern, daß ich trotz seiner etruskischen Weisheit von Beda Weber wesentlich verschieden bin. Den letztern zu vertheidigen, fällt mir nicht ein.

Er kann und soll es selbst. Er hat es mit Freunden und Bekannten zu thun, die seit Jahren bei ihm aus- und eingiengen. An unsern Warnungen hat es nie gefehlt; jetzt kämen sie jedenfalls zu spät" u. s. w.

Wer der gute Freund sein sollte, der damals hätte für Beda Weber auftreten mögen, weil dieser immer mit Bitterkeit genannt worden, das war aber eben so schwer zu finden, als meine Herausforderungen. Die Anspielung auf meinen Ein- und Ausgang bei ihm ist ganz niederträchtig.

Für einen Reconvalescenten war das immerhin eine ziemlich dreiste Sprache. Da aber der Nimbus der Anonymität gefallen, war der Zauber dahin. Die Tiroler fanden den Mystiker nachgerade langweilig, und ich ließ ihn laufen. Wir sind erst im dritten Jahre später wieder aneinander gerathen.

Meine Freunde und Gönner können aber aus Bedas eigenen Worten entnehmen, daß er mir selbst gar nichts vorzuwerfen wußte. Den ihn beschwerenden Artikeln in den deutschen und schweizer Zeitungen stand ich fern und von den drei Aufsätzen in der Allgemeinen hatte ihn der erste über den Bregenzer Wald und der dritte über die Moserkrippe gar nicht, der zweite über die Sprachgrenzen mehrmals, aber wie schon bemerkt, nur lobend angeführt.

Nicht zu übersehen ist übrigens in jenem Artikel die alte Schalkheit, andern das vorzuwerfen, wessen er selbst sich schuldig weiß. Früher hatte er, wie oben erzählt, der Redaktion der Allgemeinen Zeitung den Namen des Verfassers der Poetischen Regungen abzulisten getrachtet;

jetzt ruft er: „Die Redaktion der Postzeitung, zum Verrathe ihrer Korrespondenten gründlich versucht, that ihre Pflicht.“ Ich weiß nicht, was er meint, halte übrigens die ganze Angabe für erlogen. Ich wenigstens habe die Augsburger nicht gebraucht, um meines Bedas erhabene Schreibart wieder zu erkennen.

Die geistigen Größen von Innsbruck, die Schuler, Flir, Albert Jäger, haben sich aber, was ein sprechendes Zeichen ihrer Gutmüthigkeit, mit Beda Weber, der zwei Jahre später, um die alten Freundschaften zu erneuern, ganz unverfroren nach Innsbruck kam, wieder völlig ausgesöhnt. In einem Brief, den damals, 20. Mai 1846, Alois Flir an Dr. Streiter schrieb, ist dies sehr ergötzlich nachzulesen. Es heißt dort:

„Also Beda, wie aus Bozen verlautet, war mit der Aufnahme, die er in Innsbruck gefunden hat, sehr zufrieden!? Schuler stieß auf ihn ganz zufällig auf der Treppe im Landhause. Sie sprachen per „Sie“ und hielten sich in diplomatischer Allgemeinheit. Der Herr Johannes trägt ein weiches mildes Herz im Busen, aber für Beda ist kein warmer Pulsschlag mehr möglich. Albert Jäger wollte sich unzugänglich machen. Schönach und ich machten Gegenvorstellungen, und so kam es auf seinem Zimmer zu einer Zusammenkunft und dann zu einer verabredeten im Museum.* — — — Ich sprach eben auf

* Die Anordnung dieses Briefes scheint etwas verkehrt zu sein. Jedenfalls wird er klarer, wenn man die zweite Hälfte — von hier anfangend — vor die erste setzt.

dem Pfarrplatze mit einem Studenten, als Bedas hohe Gestalt ehrwürdig heranwandelte. Er wurde auffallend genirt, wir reichten uns die Hände, ich machte einige, zum Theil nicht ganz gleichgiltige Späße, er sprach mich per „Du" an und ich erwiderte es und begleitete ihn die wenigen Schritte zum Fiscalamte hinüber. Wir sagten uns ein Wiedersehen zu, aber keiner besuchte den andern. Dem Vernehmen nach äußerte er bei Schuhmacher sein Bedauern über die Zerwürfnisse: Moy habe seine Briefe mit Unbeliebigem interpolirt."

Lentner, der im Juni nach Baiern reiste, schrieb damals von Innsbruck aus an Streiter: „Ueber den „Pater" (Beda) sind sie hier höchlich erbost, weil er in Bozen von freundlichen Grüßen und Küssen und derlei fabulirte und doch alles erlogen und erstunken ist. Sie haben ihn sämmtlich per Bausch und Bogen abgewandelt und ihn herzlich ignorirt."

Immerhin waren die Jugendfreunde nun wieder versöhnt! Der Einsiedler von Paiersberg blieb aber solchen Ausgleichen immer fern, wogegen Schuler und Flir mit Beda Weber Anno Achtundvierzig von Frankfurt aus eine fröhliche Rheinreise unternahmen.

So hatte also damals der große Unbekannte den Mantel der Anonymität endlich abgeworfen! Wenn er übrigens behauptete, Moy, der damalige Eigenthümer und Redakteur der Postzeitung, habe seine Briefe mit Unbeliebigem interpolirt, so war das wieder eine sehr fadenscheinige Nothlüge.

Uebrigens waren immer noch einige Autoren über,

die zur Säuberung des heimiſchen Bodens ausgeräumt werden ſollten. Herman von Gilm, A. Pichler und J. Senn, dem der Edle auch ſehr gram, wurden ſpäter vorgenommen, was wir aber, da es zu Ende geht, nicht mehr hereinziehen wollen.

Nachdem ſich der Mann Gottes von Meran jetzt hinlänglich ans Licht geſtellt, wollen wir ihm aber noch einen kurzen beurtheilenden Epilog widmen.

Beda Weber zeigte ſchon in ſeiner Jugend ſehr wenig kirchlichen Sinn und was ihm die Brixner Hoftheologen zu glauben geben wollten, das ſtieß er lächelnd von ſich. In einem Briefe, den uns Ad. Pichler mittheilt, ſchreibt er mit fünfundzwanzig Jahren an einen Profeſſor Tangl: „Die Wirklichkeit engt mich ſehr ein, aber das Reich der Ideale iſt mein. In meine Zauberphantaſien und in die Rieſenſchlöſſer meiner kühnſten Träume kann der Regens mit ſeiner hundertjährigen Perrücke nicht nur nicht hineinſteigen, ſondern er weiß nicht einmal ihr Daſein und wenns ſein muß, betrüg' ich ihn fünfmal in einer Stunde. Hier in Brixen glaubt man allerlei Dinge, von denen Sie ſchließen werden, daß ich ſie nicht glaube, und Sie ſind nicht unrecht daran. Aber dafür, daß Sie ſich von der Pfaffenſtupidität und von dem allerdümmſten Aberglauben der hieſigen Stadt keinen Begriff zu machen im Stande ſind, wollen Sie Gott die ganze Zeit Ihres Lebens inbrünſtiglich anbeten und lobpreiſen."

Mit ſechsundzwanzig Jahren nennt er ſich übrigens ſchon „einen jungen Unſterblichen."

In einem Briefe von 1832 ſpricht er ſehr freimüthig

über „die abgenützten Formen uralter Kirchlichkeit — eine Mummerei, über die die Völker spotten“ — was sehr wenig zu seiner bald beginnenden Anpreisung der italienischen Verzückten stimmt, und nachher schilt er die verkehrte Stellung der Priester, „die von verschmitzten Despoten seit Jahrhunderten benützt worden, die Landesfreiheiten zu zerdrücken und das Volk in Stupidität einzuwiegen,“ wogegen der Beda in der Postzeitung die Liberalen angeiferte, weil sie die Landesfreiheiten wieder gewinnen und dem Volke seine Stupidität benehmen wollten.

Im Jahre 1834 bekennt er sich zu Ansichten über die Päpstlichkeit, „die er in seiner Gegend nicht äußern dürfte, ohne gesteinigt zu werden.“

Um dieselbe Zeit schreibt er: „Ich will ein deutsches Reich ohne achtunddreißig Civillisten und Herrscherlinge und Einen deutschen König!“ Mit seltsamer Wuth schlägt er da auf die Reformation ein: „Die lutherische Toleranz, die lutherische Poesie, die lutherische Wissenschaft ist mir ein Gräuel.“ — Man kann da schon voraussehen, daß er Schiller und Goethe in Streiters Garten nicht ertragen würde. „Den Papst und seine Pfaffen mag ich auch nicht.“ Schließlich rühmt er seinen „deutschen Stolz,“ derselbe, der bald darauf sich über „die deutsche Nationaleitelkeit, die kindisch trotzige Deutschthümelei“ erlustigte.

Im Jahre 1842, wo ich ihn kennen lernte, schreibt er, er sei einsam und todt; je mehr aber die Welt ihn abstoße, desto heimlicher werde ihm die Natur. „Mir wird ganz pantheistisch zu Muthe und ich kann mir nicht

helfen.“ — „Meine Kollegen gefallen mir jetzt viel weniger als früher; sie sind roh und ungeschlacht, aber ihr Geträtsch kümmert mich auch nicht mehr. — — Es steht mit unserer Religionslehre schlecht, weil sie so viel Unsinn tradirt, daß sie den Verstand und die Vernunft ableugnen muß.“ So spricht der Panegyriker der „Verzückten“ und der Verbreiter ihrer Wunder!

Später ruft er den Innsbrucker Freunden, Schuler und Flir, zu: „O bewahrt den freien Geist mitten in aller jesuitischen Nacht und seid nicht gar zu stockkatholisch, sonst seid ihr leibhaftige Esel!“

Das war zu derselben Zeit, als er in der Postzeitung den großen Feldzug für die Jesuiten und den alttirolischen Stockkatholicismus eröffnete!

Im Jahre 1842 schreibt er ferner: „Auch gute Kräfte verdummen im ewigen Gerede vom Geist des heiligen Benedikt, der im Grunde nichts andres war, als ein — — (A. Pichler läßt das Wort ungedruckt.) Wie kann aber ein Geist, wie der meinige, gedeihen auf einer Lebensbahn, wo ihn die Heuchelei scheinheiliger Priester so ganz umspinnt, daß auch sein Leben von der nämlichen Heuchelei nothwendiger Weise durchdrungen werden muß?“ — Diese Durchdringung ist allerdings vollständig gelungen.

Man sieht, daß der große Mann das Uebersinnliche, den lieben Gott und seine eigenen Leute gerade so behandelte, wie den alten Giovanelli und den Dr. Johannes Schuler; heute so, morgen so. Heute Pantheist, morgen „tief in Christi Wunden;“ heute grimmig gegen Päpst-

lichkeit, gegen die klerikale Mummerei, gegen die rohen und stupiden Pfaffen, lodert er ein ander Mal im feierlichsten Pathos auf für die Kirche zu Rom und ihre Priester; heute verflucht er die Kongregation, morgen kämpft er begeistert für die Jesuiten u. s. w.

Eine Ueberzeugung hat er nie gehabt; es stand nichts fest bei ihm, als etwa der Haß gegen den Protestantismus.

Eine ascetische Richtung hat Niemand an ihm verspürt und nach allen den Aeußerungen, die er über seine inneren Zustände selbst gegeben, ist es klar, daß er auch die Mystik nur als Sport getrieben. Von historischen Arbeiten schreckte ihn das trockene Quellenstudium ab; in diesen hatte er überdies seinen Prälaten, seine Ordensbrüder, den übrigen Klerus, die Bigotterie seiner Verehrer und Verehrerinnen, endlich die k. k. Censur zu scheuen, seine Verzückten dagegen und die Giovanna konnte man zwar unsinnig schelten, aber für Staat und Kirche schienen sie nicht gefährlich.* Und was die Hauptsache — diese Art von Mystik war der Garten, wo er alle die rhetorischen Blumen, in deren Duft er so gerne schwelgte, mit Liebe kultiviren konnte. Hier war jeder Bombast unterzubringen. Hier konnte er auch alle die erotischen Phrasen, die ihm immer im Sinne lagen, auf geistliche Manier verwerthen, obgleich er dafür vielleicht ovidische Elegien vorgezogen hätte.

Sanguinisch wie er war, mochte er auch fragen, ob

---

* Gleichwohl ist die Giovanna, wie wir oben gesehen, auch einmal verboten worden.

ſich nicht das ganze tiroliſche Publikum auf dieſe blumigen Pfade leiten ließe, ob ſeine Bücher von dem feſten Boden, den ſie hier gefaßt, nicht durch die befreundeten Ultramontanen und den Archimyſtagogen Görres zu München über das ganze katholiſche Deutſchland verbreitet und ſo die Lieblingsbücher des katholiſchen Volkes werden könnten — ein Zukunftsbild, das auch in anderer Beziehung viel Angenehmes verſprach, denn der Myſtiker wußte einen ehrlichen Verdienſt gar wohl zu ſchätzen, da er ſich nicht allein Tauben und Blumen, ſondern auch viele werthvolle Bücher hielt und mancherlei Reiſen unternahm.

Wenn er bedachte, daß damals die Viſionen der Katharina Emmerich, wie ſie Clemens Brentano herausgegeben, jährlich in 4000 Exemplaren abgeſetzt wurden, ſo brauchten ihm ſeine Hoffnungen gar nicht ſchwindelhaft zu erſcheinen.

Ein näheres Einſehen dürfte übrigens leicht ergeben, daß in all ſeiner leidenſchaftlichen Journaliſtik doch nur das figulus figulum odit umgeht, und daß es ſich im Grunde um die hermetiſche Abſperrung des tiroliſchen Parnaſſes ungleich mehr gehandelt hat, als um den heiligen Glauben der Väter und die unſchuldigen Gelehrten von Trient.

Aber ſo klar die Geſchichte daliegt, ſo unbegreiflich iſt ſie doch. Daß ein Ordensmann, dem nach unſerem Vorurtheil die Eitelkeit der Welt etwas ferner liegen ſollte, der, wenn ſeine Myſtik nur halbwegs ehrlich gemeint war, auch durch ſie gereinigt und geläutert werden mußte, daß derſelbe, wenn nicht beliebte, doch angeſehene, „in hoher

Gestalt ehrwürdig" durchs Leben wandelnde Bußprediger alle Rücksichten auf Christenthum und gebildete Sitte von sich werfen konnte, um einige friedliche Leute oder den längst verstummten Streiter unausgesetzt mit anonymen Schmähungen zu überfallen, dabei nach allen Seiten hin zu lügen und zu betrügen, ein Priesterwort unwahr zu verpfänden, auch mit der „Tüchtigkeit seiner Gesinnung" zu prahlen und zuletzt — zum allgemeinen Gelächter des Etschlands — mit flatterndem Talar vor seinen Erinnyen sich nach Kaltern zu flüchten — das ist unbegreiflich — darin liegt wirklich eine von jenen Unverständlichkeiten, auf welche sich die Tiroler so viel zu Gute thun.

In allen diesen kleinen Dingen hat sich Beda Weber klein, sehr klein gezeigt. Ob er in größeren Dingen größer geworden, das wird man bei den Frankfurtern erfragen können.

Die letzten Tage in Meran verliefen ruhig und angenehm. Einmal gieng ich allein nach dem ehrwürdigen Schloß Tirol, wo ich den mir schon bekannten Blasius Trogmann, den „Fink," den krummen aber freundlichen Portier bei einer Halbe Wein über Kriegsgeschichtliches vernehmen wollte. Er war früher Bauer zu Mais auf dem Finkenhofe gewesen und schon in jungen Jahren Hauptmann der ersten Maiser Schützenkompagnie geworden. In den Geschichten von Anno Neun wird sein Name öfter ehrenvoll erwähnt. Dazumal haben ihm die Franzosen unter ihrem Rusca das Haus geplündert, wofür er später eine Entschädigung von 84 fl. erhielt, die ihm sehr

kärglich dünkte. Nicht zu verwundern, daß das Jahr Neun bei ihm vollständig in Ungnade gefallen war. Das Tagebuch sagt: „Er bajuvarisirt jetzt sehr stark“ — eine Gesinnungsart, die damals in Tirol gar mannigfach vertreten war, in der ich aber ihn so wenig wie andere Tiroler zu bestärken suchte. Meines Erachtens wären sie damals, wenn sie baierisch geworden, vom Regen in die Traufe gekommen und hätten die Klerisei bei uns noch mächtiger gefunden, als bei sich zu Hause.

Es ist auch zweifelhaft, ob der Fink den despotischen Herrn von Abel für einen so großen Staatsmann angesehen hat, wie unser Herr Sch***. Der baierische Landtag nannte bekanntlich sein System ein fluchwürdiges, ein verruchtes.

Der alte Held zeigte dann in einem Schächtelchen die goldene „Begnadigung,“ eine große Medaille mit dem Bildnisse Ferdinands I., welche rückwärts die Inschrift: Meritis Blasii Trogmann trug. Diese Ehrung hatte er 1838 auf dem Schloß Tirol erhalten, da Kaiser Ferdinand des Hofers Enkel feierlich mit dem Sandhof belohnte. Ferner legte mir der wackere Blasius eine silberne Medaille vor, wie sie Franz II., der später als Kaiser von Oesterreich Franz I. wurde, allen jenen Landeskindern ertheilt hatte, welche 1797 im Feuer gestanden — denn der Fink war auch damals schon dabei — und endlich einen Sandwirthzwanziger, d. h. einen jener Zwanziger, wie sie Andreas Hofer zu seiner Zeit hatte zu Hall im Münzthurm schlagen lassen. „Jetzt bezieht der Fink als

Thorwart der Burg einen Gehalt von 200 fl. und eine Vergütung für die Uniform, die er bei festlichen Gelegenheiten anzulegen hat. Heute trug er, wie gewöhnlich, seine Maiser Bauerntracht, die braune Jacke mit den rothen Aufschlägen und den niedern Hut mit der großen Scheibe. Uebrigens ein braver, tüchtiger Kerl, dessen ganzes Wesen sehr einnehmend ist."

Auch P. Cölestin Stampfer kommt in seiner Geschichte der Stadt Meran (1872) mehrere Male auf den alten Fink zurück. Namentlich führt er ihn noch nach dem Kriegsjahre bei einer Begebenheit an, die längst verschollen ist und einer Auffrischung nicht unwerth scheint.* Am 3. Dezember 1810 erschien nämlich, aus dem Vinstgau herunterkommend, im schwarzen Adler ein unbekannter Reisender, der sich erst am nächsten Morgen als den Adjutanten des Kronprinzen von Baiern zu erkennen gab und dessen Ankunft für den Abend ankündigte. Dieser Kronprinz, später König Ludwig I., hatte damals sein Hoflager zu Innsbruck aufgeschlagen und seine Vorliebe für die Tiroler war allgemein bekannt. Eine Kutsche voll Honoratioren fuhr ihm sofort bis Rabland entgegen; Handelsmann Verdroß in Meran ließ das ehemalige Kloster Josefsberg des Abends herrlich beleuchten und alle seine Pöller abfeuern, während auch mehrere Bauernhöfe zu Algund im hellsten Lichte strahlten. Der junge

* Die näheren interessanten Umstände suche in der Quelle, Seite 207.

Königssohn fuhr unter lautem Jubel des Volkes und festlichem Geläute der Glocken durch die jubelnden Gassen der Stadt zum goldnen Adler, wo er seine Herberge nahm.

Damals wollten die Meraner am Vinstgauer Thore dem jungen Herrn die Pferde ausspannen, allein der Prinz verbat sich diese Ehrenbezeigung, wogegen Kaiser Ferdinand 1838, als er zu jener Feier auf Schloß Tirol zog, seinen treuen Tirolern zu ihren alten Freiheiten gerne auch noch diese vergönnte.*

Am fünften Dezember erschienen die geistlichen und weltlichen Würdenträger der Stadt und ihrer Umgebung zur pflichtschuldigen Aufwartung, unter ihnen auch Blasius Trogmann, mit dem der Kronprinz, der gleich anfangs nach ihm gefragt hatte, fast länger als mit allen anderen sprach.

Damals aber, als ich den alten Fink mit seinen weißen Löckchen und seinen blauen Augen im Tiroler Hauptschloß zum letzten Male sah, erwähnte er des Kronprinzen von Baiern gar nicht und des Kaisers von Oesterreich nur ganz flüchtig, schaute aber durch das hohe Fenster wehmüthig ins dämmernde Thal der Etsch hinunter, gleich als wollte er sagen: Ade, du schnöde Welt! Ich hab' auch nicht gemeint, daß ich da als Thorwart sterben müßte!

Von der Burg Tirol schlenderte ich wieder fort und an der nächsten, Durnstein, vorbei, jedoch nicht ohne einen

---

* Auch beim Nationalfest 1863 wollten die Bauern dem Kaiser in Innsbruck zweimal die Pferde ausspannen.

Blick hineinzuwerfen und zu sehen, daß nichts zu sehen sei. Dann gieng ich auf der Höhe hin nach Plarsch, wo schöne Häuser, ziemlicher Wohlstand und große Gastfreundschaft, zumal in diesen Tagen, da eben das Törkeln an der Zeit und im Schwunge, ein angenehmes Herkommen, welches schon in den Drei Sommern und zwar in dem Kapitel Meran beschrieben ist. Da warteten meiner beim Gasser, einem ehrenwerthen Bauersmann, die Herren vom Landgerichte, Herr Weidmann, der fröhliche Adjunkt, Herr von Guggenberg, der freundliche Aktuar, Herr von Braitenberg und Herr Tauber, die munteren Praktikanten. Da trug der Bauer in großen Krügen seine neuen Weine auf und schenkte fleißig ein; die Bäuerin brachte Aepfel, Nüsse, Feigen, Kastanien; die Kinder überreichten Blumensträuße. Die Unterhaltung war sehr lebendig. Männer, die das alte Herkommen ehren, gehen von solchen Gelegenheiten nicht leicht ohne „Affen" nach Hause, doch sind wir damals ziemlich nüchtern weggekommen.

In diesen Oktobertagen wurde ich auch einmal zu den „Stamser Herren" im Maiser Widum geführt. Dieser Herren eigentliche Heimat liegt im Oberinnthal und ist das Kloster Stams, das jüngste, aber begütertste der tirolischen Stifte, welches Graf Meinhard II. von Tirol und Görz zur Erinnerung an den unglücklichen Konradin von Hohenstaufen 1272 gegründet und dem Cistercienser Orden übergeben hat. Konradin war nämlich ein Sohn aus der ersten Ehe seiner Gemahlin Elisabeth, die vorher mit dem römischen König Konrad IV. vermählt gewesen. Der

Graf von Tirol begabte das Stift sehr reichlich und Bischof Egeno von Trient schenkte ihm auch die Pfarre Mais mit ihren schönen Rebenhalden. Im Vormärz hatte der Maiser Widum solchen Ueberfluß an guten Weinen, daß die gastfreundlichen Stamser Herren — ihrer vier an der Zahl — um die Vesperzeit offenes Haus hielten und die durstigen Meraner Herren sehr gerne bei sich sahen. Diese vier Ordensmänner in ihrem weißen Gewande hatten nun auch von den Ereignissen der letzten Zeit und von dem Fremden gehört, den man so unsläätig angegriffen und zu so herber Vertheidigung genöthigt hatte. Es wäre ihnen, sagten sie zu den Meraner Gästen, ganz angenehm, wenn er ihnen auch einmal die Ehre schenken und ein Glas Wein mit ihnen trinken wollte. So gieng ich denn mit einem jungen Herrn, der später Rechtsanwalt zu Meran geworden und noch bis heute mein guter Freund geblieben ist, in den Maiser Widum, wo ich sehr herzlich aufgenommen wurde. Wir fanden da schon einige Bekannte, und später kam auch Adjunkt Weidmann, der fröhliche Herr. Heiteres Gespräch und manche Offenherzigkeit, die man gerade da nicht hätte er warten sollen. Der hochwürdige Herr Pfarrer zeigte mir nachher den ganzen Widum und alle die kleinen Sehenswürdigkeiten, die er enthält. Als wir im obern Stocke allein waren, fieng er gar an von dem Artikel in der Allgemeinen Zeitung zu sprechen. Man gönne dem Getroffenen seine Abfertigung aus vollem Herzen, und sogar sein Superior meine, es sei ihm recht geschehen.

Mein Aufenthalt in Meran gieng nun bald zu Ende

und ich sollte es dann lange nicht mehr sehen. Der Abschied wurde am 1. November im „Rößel" gehalten, wo sich damals die Keime des Stehweins zu entfalten begannen. Dies war nämlich eine fröhliche Gesellschaft der Meraner Herren mit ritterlichen Emblemen, Wappen und Fahnen, welche bald nachher unter Lentners Führung ihre solenne Entstehung feierte. Näheres darüber berichtet dessen Chronik von Lebenberg, welche oben erwähnt ist.

Ich wurde als erprobter Freund mit herzlichen Worten verabschiedet. In Meran dauerte indessen die freundliche Stimmung der Herren, d. h. der Gebildeten, und eigentlich auch der andern Leute nicht nur bis zu meiner Abreise, sondern noch viele Jahre darüber hinaus, denn im Weinmond 1873 erlebte ich dort noch eine besondere, seltene Auszeichnung und auch im letzten Herbste bin ich wieder mit der alten Liebenswürdigkeit aufgenommen worden.

Und nun zum dritten und letzten Male in Paiersberg, wohin ich mit derselben freundlichen Wärme wie früher geladen worden. Es war damals eine regnerische Zeit und ich hatte daher Muße genug, wieder an meinem noch immer nicht fertigen Manuskript zu arbeiten.

Donnerstag den 19. Dezember verließ ich das gastliche Haus, das ich in den vierziger Jahren nicht mehr, in späteren Zeiten aber öfter wieder sah. Mein lieber Streiter und das Nannele gaben mir noch mündlich das ehrenvollste Zeugniß über meine Aufführung, meinten, daß ich ein fürtrefflicher domisedus gewesen und daß sie

die vielen ſchönen Stunden, die wir mit anregenden Geſprächen verbracht, nie wieder vergeſſen würden. Was ich entgegen geſagt, läßt ſich ohne meine Anleitung wohl unſchwer errathen.

In Brixen beim Elephanten empfieng den Ankömmling Hermann von Gilm, der Dichter. Ich hatte ihn zum Wiederſehen nnd Abſchied dahin eingeladen und er war von Bruneck gern herüber gekommen. Uebrigens waren auch Dr. Franz von Guggenberg und der biſchöfliche Menſalverwalter Wallnöfer zur Hand; ſpäter kamen noch Dr. Thaler und Lehrer Kögl dazu. Wir giengen miteinander in die „Sonne," wo ſich damals das Leſezimmer fand.

Des andern Mittags war ich mit Hermann von Gilm bei Herrn von Guggenberg zu Tiſche geladen. Sehr gute Unterhaltung! Als wir aufgeſtanden, nahm Hermann Abſchied, den letzten in dieſem Leben — denn wir ſind hienieden nicht mehr zuſammengekommen. Damals haben wir es wohl auch nicht vermuthet.

Als der Dichter abgereist, führte mich der Herr Menſalverwalter in die fürſtbiſchöfliche Reſidenz zu Herrn Hofkaplan Lorenz, der mich damals im Valſerthale eingeladen hatte, bei ſeinem hochwürdigſten Biſchof vorzuſprechen. Er war deſſen auch noch eingedenk und begleitete mich ſofort in die Stube, wo der Biſchof ſeine Beſuche zu empfangen pflegte, nannte meinen Namen, zog ſich dann zurück und überließ uns unſeren Eingebungen.

Fürſtbiſchof von Brixen war alſo damals der hochbetagte

und hochbeliebte Herr Bernard von Galura,* der 1764 zu Herbolzheim im damals österreichischen Breisgau geboren und also jetzt achtzig Jahre alt war. Er wurde 1820 Weihbischof und Generalvikar in Vorarlberg, 1824 Fürstbischof zu Brixen.

Nicht lange vorher hatte der Fragmentist, der eben von der zweiten Reise in den Orient zurückkam, bei dem edlen Kirchenhirten seinen Besuch abgestattet und dieser ihn um so freundlicher aufgenommen, als ja Philipp Jakob Fallmerayer in seiner Jugend, da er noch das Jokele hieß, auf der Tschötscher Haide, nicht weit von Brixen, seine Schafe gehütet. Der ironische Reisende hat über den würdigen Fürstbischof damals einige Zeilen aufgeschrieben, welche meine „Herbsttage in Tirol" S. 52 mittheilen. Hermann von Gilm, der sonst gegen den Landesklerus ziemlich spröde war, hat dem liebevollen Herrn einen längeren „Festgruß" gewidmet, der auch in seine Gedichte aufgenommen ist. (2. 257.)

Der Fürstbischof sah für sein hohes Alter noch ganz rüstig aus, empfieng mich stehend, indem er mir die Hand zum Gruße bot, lud mich aber sofort auf den Divan ein, wo wir vielleicht eine halbe Stunde sitzen blieben. Sein Gesicht war voll Freundlichkeit und Wohlwollen, seine Sprache bewahrte noch den schwäbischen Accent, den

* Sein Urgroßvater, sagt man, habe noch Katzenschwanz geheißen und diesen Namen dann ins Griechische übersetzt; andere halten diese Angabe für eine etymologische Mythe.

auch unſer mehrerwähnter Gubernialrath nie ganz aufgegeben. Da er neun Jahre in Vorarlberg gelebt und ſich über dieſes Land durch allerlei Studien ſehr wohl unterrichtet hatte, ſo kam er ſofort auf meine Artikel aus dem Bregenzer Wald zu reden, beurtheilte ſie ſehr günſtig und ſagte, er ſehe dem Buche, das ich vorhabe, mit Spannung entgegen. So ſprachen wir fort und fort, faſt nur über vorarlbergiſche Geſchichte und Landeskunde, und nachdem ich mich wieder erhoben hatte, entließ er mich mit den freundlichſten Worten.

Abends große Geſellſchaft im Elephanten — in fröhlicher Miſchung Leute des Friedens und des Krieges, da eben ein wandernder Zug von Kaiſerjägern in dem Städtchen über Nacht blieb. Ihr Hauptmann, welcher mit ſeinen Offizieren in jenem Gaſthof Quartier genommen, war ein eleganter, wohlberedter und geiſtreicher Held, Graf Caſtiglione, der ſich trotz ſeines italieniſchen Namens für einen polniſchen Edelmann hielt. Er hat ſich ſpäter mannigfach hervorgethan, iſt zu hohen Ehren aufgeſtiegen, Ritter des Maria Thereſien-Ordens geworden und vor einigen Jahren als Feldmarſchall-Lieutenant im Ruheſtand zu Bozen geſtorben. Das war ein vergnügter Abend! Wir ſprachen ſehr viel über Naturſchönheiten, namentlich tiroliſche, mit denen ſich der Hauptmann ſchon ziemlich tief eingelaſſen, da er auf militäriſchen Promenaden bereits einen guten Theil des Landes begangen hatte.

Nächſten Tags mit dem Stellwagen nach Innsbruck, wo ich wie früher im „grauen Bären“ Herberge nahm.

Es war Abend und ich gieng daher sofort zu Dr. Schuler, der damals Kneipe im eigenen Hause hielt. Nach einander erschienen Pfaundler, Stotter, Gubernialrath Kern, später auch Albert Jäger. Freundliche Begrüßungen von allen Seiten. Wir ließen den ganzen Sommer und alle die Freuden und Leiden, die über uns gekommen, noch einmal an uns vorübergehen und unterhielten uns vortrefflich.

Am andern Abend waren wir wieder in noch größerer Gesellschaft bei Schuler zusammen und da sah ich denn die guten, lieben Freunde für lange Zeit zum letzten Male.

Am 23. Dezember fuhr ich im Eilwagen von Innsbruck ab und kam am 24. des Morgens um fünf Uhr in München an. Das war der dritte Sommer in Tirol.

Diese Zusammenstellung meiner damaligen Erlebnisse hat mich wohl hie und da wieder an einen vergessenen Namen erinnert, aber weitaus die meisten Männer und Frauen, die ich damals kennen gelernt, stehen noch leibhaftig und in frischem Angedenken vor mir und die lange Heerschau dieser meist verschwundenen Gestalten war auch eine angenehme Mahnung an so viele, oft sehr unerwartete Aufmerksamkeiten, die ich damals als Fremder erfahren. Alle die wackeren Männer und Frauen, deren Freundschaft ich damals erworben, haben mir diese, bis auf den Meraner Mystiker, bewahrt, so lange sie im rosigen Lichte wandelten und die Wenigen, die noch übrig sind, stehen noch eben so gut mit mir wie vor achtunddreißig Jahren. So kann ich denn diese Erinnerungen nicht schließen, ohne mein Schicksal zu preisen, daß es mich jene drei schönen Sommer

in Tirol verleben ließ, und ohne meinen Dank allen den Freunden auszusprechen, die noch leben, und allen denen, die dahingegangen.

Als ich in München angekommen, konnte ich leicht abnehmen, daß der Nachtrag vom 10. Oktober nur von wenigen beachtet und auch von diesen nicht verstanden worden war. „Die Sprachgrenzen in Tirol," an deren Schluß die Parabase stand, hatte man vielfach überschlagen. Sie giengen, hieß es, zu tief in unbekannte Kleinigkeiten ein und man habe sich darin nicht zurecht finden können. Wer wisse denn, wo Laurein und Proveis, Luserna und die Moccheni gelegen seien? Auch war im Nachtrag der Name des Gemeinten nicht genannt und so hatten nur die wenigsten errathen, gegen wen es eigentlich gieng, denn Beda Weber und seine Stänkereien waren damals in München nur dem Görres'schen Kreise etwas näher bekannt. Ein älterer Würdenträger sagte mir auch in jenen Tagen mit warnendem Finger: „Haben denn Sie Ihr Schwert ziehen müssen, um diese Frösche zu zerhauen?" (er meinte nämlich, es seien deren mehrere). „Das hätte ich doch lieber den Tirolern überlassen!" „Nu, diesmal," entgegnete ich lächelnd, „haben sie den Vorrang gerne einem Fremden eingeräumt."

Man sieht daraus, daß meine Eitelkeit, wenn sie da im Spiele gewesen, eigentlich ziemlich leer ausgegangen wäre.